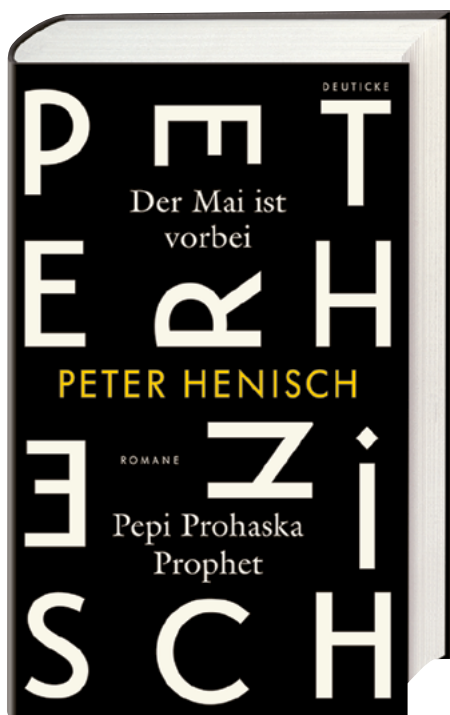


Leseprobe aus:

**Peter Henisch**

**Der Mai ist vorbei / Pepi Prohaska Prophet**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2018







PETER HENISCH

Der Mai ist  
vorbei

---

Pepi Prohaska  
Prophet

Zwei Romane

Deuticke

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-552-06381-5

© 2018 Deuticke in der Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Autorenfoto: © Willi Svoboda/Deuticke Verlag

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C014496**

# Inhalt

Der Mai ist  
vorbei

9

---

Pepi Prohaska  
Prophet

285



P

M

T

Der Mai ist  
vorbei

E

R

H

F

Z

i

S

C

H





Der Mai ist  
vorbei



Erster Tag



*Kinder die Zeit ist mir nicht mehr geheuer  
wir leben schon wieder im Biedermeier  
und wissens  
und wollens nicht wissen  
und wissens nicht /*

*jetzt liegen frustrierte Linke in ihren zu engen Ehebetten  
und diskutieren was sie zu tun gehabt hätten  
wenn  
wenn anders  
wenn nicht /*

*jetzt sagen so manche die etwas sagen sollten nicht einen  
Ton  
natürlich ist es empfehlenswerter zu schweigen  
die Pharisäer jedoch haben wieder Saison  
und können mit nackten moralischen Fingern auf andere  
zeigen  
und die Hausmeister haben sich das schon immer gedacht  
und dürfen auch ausführlich drüber sagen und schreiben  
das Rauschgift der freie Sex und die Antiautorität haben  
alles zu weit gebracht  
so konnte es ja nicht bleiben /*

*der Mai ist vorbei und kommt voraussichtlich nimmermehr  
nach einem typisch bürgerlichen Geschlechtsverkehr  
(sie auf dem Rücken liegend ich auf ihr drauf)*

*dreh ich das Radio an da rockt Bill Haley der Opa noch immer  
schon wieder around the clock  
oh weh sag ich Reminiszenzen auf den naiven Rock  
wenn die Musik sich zurückwendet stehen die Mauern der  
Stadt wieder auf*

Früher hatte sich Paul für einen Morgenmenschen gehalten, aber das war eine Weile her. Jetzt fiel es ihm immer schwerer, aus seinen Träumen herauszufinden, obwohl diese Träume immer seltener angenehm waren. Er lag auf dem Rücken, studierte die Risse über sich im Plafond. Der Traum, den er heute geträumt hatte, ließ ihn besonders lange nicht los:

Er war noch Schüler und lief, die Schultasche unter dem Arm, seinen üblichen Schulweg. Er wusste: Es musste schon spät sein; als er jedoch auf die Uhr sehen wollte, um festzustellen, wie viel Zeit er noch habe, bemerkte er mit einem Schrecken, der für diesen Anlass zu groß war, dass er sie nicht am Handgelenk trug. Endlich langte er vor dem Schulhaus an; als er die Aula betrat, war sie still und leer. Die Schuluhr über dem Stiegenaufgang zeigte halb neun.

Er lief die Treppe hinauf, wobei er immer zwei Stufen auf einmal nahm. Im ersten Stock, auf dem Gang, an dem sich sein Klassenzimmer (8B) befand, verursachten seine Schritte ein lautes Echo. Vor der Tür seiner Klasse blieb er kurz stehen, um Luft zu holen, von drinnen kam kein Geräusch. Dann gab er sich einen Ruck und griff nach der Klinke.

Er drückte die Klinke herunter und machte die Tür auf. Erschrak aufs Neue: Das Klassenzimmer war leer.

Die Tafel war sauber gelöscht, die Sessel standen verkehrt auf den Tischen. Kein einziger Mantel hing an der Kleiderablage.

Er atmete durch und lief eine Klasse weiter. Griff nach der



nächsten Klinke: das gleiche Bild. Die nächste Tür. Er drückte die Klinke hinunter. Das Klassenzimmer war leer, wie die beiden zuvor.

Paul lief weiter und weiter. Ein Stockwerk höher. Öffnete Tür um Tür. Mit dem gleichen Ergebnis. Er kam ins Schwitzen. Sein Herz begann etwas zu stechen. Aber er konnte seine Klasse nicht finden.

Paul stand auf und zog die Vorhänge zu. Die alte Frau vis-à-vis, die ihn jeden Morgen, seit er hier hauste, mit offensichtlichem Misstrauen beobachtete, war wieder am Fenster. Vielleicht hätte er sich als Exhibitionist produzieren sollen, um sie ein für alle Mal von ihrem Fenster zu verscheuchen. Aber sie war imstande und rief die Polizei.

Er zog das verschwitzte Pyjama aus und fuhr in die am Vorabend neben die Couch hingestellten Jeans. Er war davon abgekommen, Unterhosen zu tragen, seit er alleine lebte. Du wirst schon sehn, wie das ist, wenn dir niemand mehr deine dreckige Wäsche wäscht, hatte Silvi gesagt. Schön. Jetzt sah er das also. Es war zu ertragen.

Er suchte die Hausschuhe, die ihm Fritz hinterlassen hatte (zwei Nummern zu groß). Fand sie weder unter der Couch noch unter dem Schreibtisch, aber unterm Klavier. Schleppte sich in die Küche, nahm das Lavoir vom Waschtisch. Sperrte die Tür auf, schlurfte hinaus auf den Gang.

Wie meistens, seit er hier wohnte, traf er die Nachbarin.

»Guten Morgen!«

Die Nachbarin sagte: »Mahlzeit.«

Sie schaute zur Seite (sein nackter Oberkörper gehörte sich nicht). Sie trug auf dem linken Arm eine volle Einkaufstasche, auf dem rechten ihr Kind.

Das Kind fing an zu krähen und erinnerte ihn an Dany. Er

schluckte, deponierte das Lavoir auf dem Fensterbrett, verdrückte sich aufs Klo. Als er wieder herauskam, war die Nachbarin mit dem Kind schon in ihrer Wohnung verschwunden. Paul nahm das Lavoir vom Fensterbrett, hielt es unter den Wasserhahn der Bassena, ließ Wasser ein.

Er bemühte sich, nichts zu verschütten, als er zurück in die Küche kam, die Tür mit dem Ellbogen öffnend und mit der Ferse schließend. Stellte das Lavoir wieder auf den Waschtisch, goss ein bisschen Wasser in die Teekanne, die er zwischendurch auf den Kocher setzte, warf sich den Rest ins Gesicht und unter die Achseln. Als er mit der Zahnbürste den Backenzahn berührte, aus dem ihm erst unlängst eine große, bleigraue Plombe gefallen war, wachte er endgültig auf. Er ging ins Zimmer, griff sich die gestern zur Hälfte geleerte Sliwowitzflasche vom Schreibtisch, nahm einen Mund voll.

Dann schob er ein Tonband in den Kassettenrekorder (Vivaldis »Vier Jahreszeiten«, die er zum Frühstück liebte, obwohl er sich, seit er beim Frühstück allein war, jedes Mal, wenn der *Sommer* kam, einbildete, das sei schon der *Herbst*, und sich dann wunderte, dass es danach noch zwei Konzerte gab, statt, wie erwartet, nur mehr eines ...), nahm die Teekanne vom Kocher und hing das Tee-Ei hinein. Eigentlich hatte er lieber Kaffee zum Frühstück, aber der Akt des Abwaschens nach dem Kaffeetrinken erforderte viel mehr Aufwand. Und dann saß er da, die Hände um die Tasse gelegt (wie immer die letzten drei Wochen fror er ein wenig, auch wenn draußen die Sonne schien). Und dann (die *I Musici* waren mit dem *Frühling* noch nicht zu Ende) klingelte das Telefon.

Sofort, als er Fiedlers korpulente Stimme erkannte, bereute es Paul, das Telefon noch nicht abgemeldet zu haben. Er hatte gedacht, es genüge, die Rechnung nicht zu bezahlen, aber die von

der Telefonzentrale zeigten eine unverständliche Langmut. In den ersten Tagen, nachdem er hier eingezogen war, hatten eine männliche und mehrere weibliche Stimmen angerufen. Er hatte dann jedes Mal erklären müssen, dass er wirklich nicht Fritz sei, großes Ehrenwort, sondern ein Freund, und Fritz sei in Südamerika.

Man hatte ihm selten Glauben geschenkt («Na hör' einmal, Fritz, mach' keine blöden Witze« etc.), sodass er sich vorgenommen hatte, nicht mehr abzuheben, bis das Geklingel von selbst aufhöre. Aber er hatte diesen Vorsatz nicht durchgehalten, er war noch immer ein neugieriger Mensch, und besonders die weiblichen Stimmen schienen ihm interessant. Und vielleicht hatte er insgeheim gehofft, Silvi würde ihn anrufen und ihn bitten, nach Hause zurückzukommen. Aber Silvi hatte das nicht getan.

»Hallo Meister!«, sagte Fiedlers Organ.

Paul hasste es, wenn Fiedler ihn Meister nannte.

»Was ist denn los mit Ihnen? Sind Sie gestorben?«

Woher verdammt noch einmal hatte Fiedler die Nummer?

»Sie sind mir einer!« (Fiedler klang amüsiert.) »Zuerst einen Vorschuss kassieren und dann verschwinden!«

Paul sagte nichts. Was hätte er sagen sollen?

»Hören Sie zu: Ich hab einen Auftrag für Sie.«

Paul sah sein Gesicht im Spiegel, der über dem Telefon hing und nicht geputzt worden war, seit er diese Bude von Fritz geerbt hatte, und offensichtlich hatte auch Fritz den Spiegel lang nicht geputzt. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte ihm sein Gesicht gefallen, aber die war vorbei. Nun überlegte er manchmal, ob es nicht besser wäre, wenn er es völlig zuwachsen ließe. Aber immer, wenn seine Bartstoppeln drauf und dran waren, die Abstände zwischen dem Knebelbart, den er seit Jahren trug, und den Koteletten zu überbrücken, rasierte er sie wieder ab.

Der Auftrag, einen Artikel über das Achtundsechzigerjahr zu schreiben, war ihm sofort zuwider.

»Jetzt«, sagte Fiedler, »ist die Zeit für die Retrospektive gekommen. Jetzt, wo wir wissen, Sie und ich, wie der Hase läuft. Jetzt, da wir endlich eine Tendenzwende haben ...«

Was er sich vorstelle, seien zehn hübsche Normalseiten über das Jahr 68, die einen eleganten Bogen von den idealistischen Anfängen der Studentenbewegung zu deren terroristischen Auswüchsen spannten. Die Meinung des Verfassers, fügte er rasch hinzu, müsse sich keineswegs decken mit der Meinung der Redaktion oder umgekehrt, das letzte Wort habe ohnehin der Chefredakteur. Na Spaß beiseite, er lege im vorliegenden Fall sogar besonderen Wert auf persönliche Sicht, das sei ja der Grund, warum er sich mit diesem Auftrag ausgerechnet an Paul wende. Habe er doch auf dem Schutzumschlag eines verramschten Buches (»Nehmen Sie's leicht ...«) erst unlängst gelesen, der Autor Paul Grünzweig hätte alles Mögliche und Unmögliche studiert und im Sog der sogenannten Bewusstseinsrevolution des Jahres 68 sein Studium aufgegeben ...

Mist, dachte Paul, das hat man von seinem Image. Die Veteranen des Jahres 68 ... Die sogenannte Bewusstseinsrevolution ... Schon das Wort an sich war ein Widerspruch.

»Also, mein Bester, wie gefällt Ihnen das?«

Das Sein bestimmt das Bewusstsein, nicht umgekehrt.

»Das muss doch für Sie ein gefundenes Fressen sein! Also wollen Sie oder wollen Sie nicht?«

Nein! Paul hätte ein deutliches Nein sagen sollen. »Ich mag eine Weile keine Artikel mehr schreiben. Prinzipiell. Und diesen Artikel schon gar nicht.« Aber das Neinsagen fiel ihm von jeher schwer.

Vielleicht war es seine Eitelkeit, die daran Schuld trug, vielleicht seine Feigheit. Er fühlte sich immer wieder geschmeichelt,

wenn irgendein Zeitungsheini irgendwas von ihm wollte. Das war, als hätte er ständig Angebote bekommen, mit Leuten zu schlafen, die ihm eigentlich gar nicht gefielen. Er brachte es nicht übers Herz, sich die diesbezügliche Selbstbestätigung zu versagen.

Außerdem spielte natürlich die Existenzangst eine nicht unerhebliche Rolle. Heute bekam er noch Vorschüsse, aber morgen?

»Ich arbeite«, log er, »an einem neuen Roman. Und habe ein altes Drehbuch fertigzustellen.«

»Na gut, wie Sie meinen, Herr Grünzweig«, sagte Fiedler. »Ich zwinge Sie nicht. Ich könnte Sie gar nicht zwingen. Wir leben schließlich in einer Demokratie. Zahlen Sie halt Ihren Vorschuss beizeiten zurück. Sie werden doch sicher nicht verklagt werden wollen? Das würde doch unserem netten Verhältnis nicht guttun. Und was den Artikel betrifft, vergessen Sie ihn. Ich glaube, den biete ich halt dem Wüstenrot an.«

Das war der Vorteil der freien Mitarbeit. Man konnte zwar nein sagen, aber dann trug man die Folgen.

»Hallo, Herr Doktor, sind Sie noch dran?«, sagte Paul. »Ich hab mir das überlegt. Ich schreib den Artikel.«

Paul legte den Telefonhörer auf die Gabel zurück, allzu sanft, wie ihm vorkam, und drehte den Vivaldi, der inzwischen im *Spätsommer* war, ab. Er gönnte sich, obwohl ihm der Backenzahn nicht mehr wehtat, einen zweiten Schluck Sliwowitz und setzte sich an den Schreibtisch. Die paar Zeilen an Silvi, die er nie abgeschickt hatte (*Liebe Silvi! Ich weiß nicht, ob eine Zweierbeziehung wie unsere heute noch funktionieren kann ...*), das Aerogramm an Fritz, das er hatte beenden wollen (*Bester Fritz! Mag sein, es ist wirklich das Klügste, auf und davon zu fahren ...*), und in der Schreibmaschine noch immer das Blatt von gestern Abend:

*Vielleicht wäre alles anders gekommen, wäre damals Schubert nicht wieder aufgetaucht.*

Seit sich Paul hierher zurückgezogen hatte, versuchte er, sich darüber klar zu werden, wie alles gekommen war. Aber es fiel ihm nicht viel ein, er schrieb einzelne Sätze oder bestenfalls Absätze auf immer neu begonnene Seiten und verwarf sie wieder. So auch jetzt: Er zog das Blatt aus der Maschine, zerknüllte es, spannte ein neues ein. Aber er fand keinen anderen Anfang als diesen:

*Vielleicht wäre alles anders gekommen, wäre damals Schubert nicht wieder aufgetaucht. Es hätte nie eine Wohngemeinschaft gegeben, Wüstenrot und ich, wir wären noch heute gute Freunde, Silvi und ich, wir wären noch immer beisammen. Ich hätte mein Studium fertig gemacht und wäre ein Lehrer mit dreizehn Monatsgehältern. Oder was beißt mich, dachte er, aber so völlig abwegig war der Gedanke nicht.*

## 2

Von Paul ist die Rede, von Grünzweig, und nicht von mir. Was mich betrifft, so beginnt mein Tag schon wesentlich früher. Für gewöhnlich erwache ich an der Seite meiner Frau, die nicht Silvi heißt, am Plafond über mir gibt es keine Risse, unser Raufasertapetenhimmel ist sauber und weiß. Den Traum, den ich heute geträumt habe, habe ich vergessen.

Geweckt werden wir meistens von Miriam, die im Kinderzimmer mit ihrem Schlafsack kämpft. Sobald sie sich befreit hat, läuft sie tapp tapp tapp durchs Vorzimmer und schlüpft noch ein bisschen zu Sonja ins Bett. Manchmal lege ich mich auch noch ein wenig dazu, wenn ich von der Toilette zurückkomme, es ist schön, ihren kleinen, warmen Körper zu spüren. Aber meistens stehe ich auf und koche Kaffee.

Ich ziehe die Jalousien hoch, vor dem Küchenfenster fällt Schnee, vor dem Zimmerfenster auch. Es gibt keine alte Frau vis-à-vis (das Visavis ist auf beiden Seiten weit weg). Trotzdem hat man uns den Ausblick verstellt, den wir, als wir hier eingezogen sind, zumindest auf der Zimmerseite gehabt haben. Rundherum ist alles sozial verbaut.

Verbaut ist auch innen viel: Als die Kleine im Kommen war, hat sich Sonja hingesetzt und eine neue Ordnung entworfen. Es ist nicht meine Ordnung, aber das hört Sonja nur ungern, und außerdem ist sie praktisch. Man kann alles Mögliche an die Wand klappen: den Tisch, das Bett, außen ist weißer Schleiflack, der lässt die Räume größer wirken. Das rote Bücherregal habe ich in die Spengergasse 23 transportieren lassen, in die Bude, die Fritz mir vererbt hat, denn die gibt es wirklich.

Nicht meine Ordnung: Ehrlich gestanden, ich weiß nicht, was *meine* Ordnung ist. »Kein Wunder«, sagt Sonja, »das Wort Ordnung ist dir ja auch ein Fremdwort.« Aber es widerstrebt mir zum Beispiel, das Geschirr vom Abend wegzuräumen, bevor der Kaffee gekocht ist. Während Sonja, wenn *sie* aufsteht, um das Frühstück zu machen, das Geschirr vom Vorabend nicht *sehen* kann, sodass ich *hören* muss, wie sie damit klappert, während ich noch im Bett liege und doch weitaus lieber durch den Duft von frischem Kaffee geweckt würde.

Sonja und Miri werden zumeist durch den Geruch der übergekochten Milch geweckt. »Du kannst doch die Milch auf kleiner Flamme wärmen«, sagt mir meine Frau zum hundertsten Mal, aber ich will die Milch zum Frühstück schnell und heiß. »Du musst doch nicht unbedingt ins Badezimmer, wenn du die Milch auf dem Herd noch nicht abgedreht hast.« Es ist mir aber scheißegal, ob der Herd nachher dreckig ist, Hauptsache, ich habe mir den Schlaf aus den Augen gespült und der Kaffee ist trinkbereit. (»Du bist ein verkappter Anarchist!«, hat mir Sonja

unlängst in einer Auseinandersetzung über unser politisches Bewusst- oder Unbewusstsein gesagt: Wahrscheinlich ist das ein Indiz.)

Nun sitzen Miri und ich beim Frühstückstisch und warten auf die Mama, die es sich nicht verkneifen kann, noch schnell irgendetwas Nützliches zu tun, bevor sie sich dem Vergnügen hingibt. Zum Beispiel gießt sie die Blumen auf dem Fensterbrett (genau genommen sind es ja jetzt, im Winter, nur Blätter), für deren Wachsen und Gedeihen ich, wie sie mir vorwirft, gar keinen Sinn habe. Man muss mit ihnen reden, sagt sie, und sie merken lassen, dass man an ihnen Freude hat, sonst wachsen sie nicht. Schau nur, schon wieder sind ein paar Knospen aufgegangen, und du hast nichts bemerkt.

Tatsächlich: Die einzige Pflanze, die mich je interessiert hat, war das REICH GOTTES, ein Senfkorn, das wir aus experimentellen Gründen angepflanzt haben. *Zuerst ist es kleiner als alle anderen Samenkörner, doch dann wächst es hoch wie ein Baum und die Vögel des Himmels nisten darin.* Wir sind also in die Apotheke und haben uns ein Päckchen Senfkörner gekauft, Sonja hat sie eingesetzt. Aber das REICH GOTTES ist nach anfänglich leidlichem Wachstum verdorrt.

Miriam wird mir von Tag zu Tag ähnlicher: Neuerdings liebt sie Identitätsspiele. »Der Papa ist die Mama«, sagt sie dann etwa, »die Mama ist die Miri, und die Miri ist der Papa.« Oder: »Die Miri ist die Mama, die Mama ist die Oma, und der Papa ist die Miri.« Erst, wenn jegliche Klarheit restlos beseitigt ist, ist sie zufrieden.

Beim Frühstück legt sie Wert auf Harmonie und Gerechtigkeit. Gibt ihr Sonja etwas von ihrem Ei, so will sie auch von mir etwas beziehungsweise umgekehrt. Wenn wir sie ansehen, müssen wir manchmal lächeln. Dann finden wir Wohlgefallen nicht nur an ihr, sondern auch aneinander.



Dieses Wohlgefallen wird empfindlich gestört, wenn mir Sonja erzählt, was sie heute alles einkaufen muss, und ich immer wieder darauf hinweise, dass unser Konto längst überzogen ist. Natürlich, sie kann nichts dafür, dass alles teurer wird, und ich kann auch nicht mehr tun, als zum Beispiel beim Fernsehen anzurufen und zu wiederholen, dass ich mein Drehbuch vor nunmehr drei Monaten abgeliefert habe und auf mein Honorar warte. »Diese Abhängigkeit von dir stört mich«, sagt Sonja, »es ist mir ganz einfach zuwider, dich um jeden Groschen anzubetteln und dann immer die gleichen Vorwürfe zu hören, bevor du dein Geldbörstel aufmachst. Froh werd ich sein, wenn wir die Kleine ab Herbst im Kindergarten unterbringen und wenn ich wieder mein eigenes Geld verdiene.«

»Aber du hörst mir ja gar nicht zu: Woran denkst du?«

»Ich denke«, sage ich, »an den Roman, den ich schreib.«

»Siehst du«, sagt Sonja, »so denkst du vor mir davon. Früher hast du mir von deiner Arbeit erzählt.«

»Was soll ich erzählen?«, frage ich, »ich weiß selbst noch nicht allzu viel. Nur dass es in dem Roman um einen mehr oder minder verkrachten Studenten, Schriftsteller und Journalisten namens Paul Grünzweig geht, der einen Artikel über das Jahr 68 schreiben soll und eigentlich nicht recht will. Und dass es mir Kopfzerbrechen bereitet, nur in der 3. Person zu schreiben, weil es mir widerstrebt, ganz einfach einen Illusionsroman zu machen. Doch bloße Autobiographie ist mir auch zu wenig.«

»Aha«, sagt Sonja, »so versteckst du dich hinter dem Paul.«

»Einerseits«, sage ich. »Andererseits wieder nicht. Kann sein, dass der Paul mir ähnlicher sieht als ich mir selbst. Und dass ich ihm ähnlicher werde, als mir lieb ist.«

Zum Abschied küsse ich meine Tochter und meine Frau und schließe die Tür hinter mir. Ich höre noch Miriams Stimme im Vorzimmer, die etwas fragt, und Sonjas Stimme, die darauf antwortet, dann übertönt das Geräusch des Staubsaugers alles, auch den Vivaldi im Rundfunk. Nein, Sonja ist keine begeisterte Hausfrau, da ist etwas Bitteres um ihre Mundwinkel, wenn sie zum Staubsauger greift. Aber einer, sagt sie, muss es doch tun.

Normalerweise fliehe ich mit dem Aufzug abwärts, doch heute muss ich zu Fuß gehn. Sie montieren uns eine Gegensprechanlage, im ganzen Haus werden Leitungen gelegt, alle Augenblicke streikt der Lift. Wir haben uns der Montage dieser Gegensprechanlage widersetzt, Sonja und ich, aber ohne Erfolg. Der Großteil der Mieter, hat es geheißt, wäre dafür.

Hausfremde Kinder im Parterre, Zigeuner und Fremdarbeiter im Stiegenhaus, Bettler und Hausierer an den Türen. Ein Mann ist im Aufzug gefahren, der hat die Frauen so merkwürdig angeschaut. Ein anderer (oder derselbe) hat sämtliche Hosenkнопfe offen gehabt. Jemand hat vor die Kellertür geschissen und oben, vor der Dachbodentür, hat einer übernachtet.

Wir haben gesagt, dass wir nichts gegen hausfremde Kinder haben, Zigeuner und Gastarbeiter mögen und Bettlern und Hausierern nicht die Türe weisen. Wir haben gesagt, dass wir die Frauen, die sich vor Männern im Aufzug fürchten, für hysterisch halten. Dass wir nichts davon bemerkt haben, wie jemand vor die Kellertür geschissen hat und dass es uns egal ist, ob einer vor der Dachbodentür übernachtet oder nicht. Und dass wir die Isolierung, die uns durch so eine Gegensprechanlage aufgezungen wird, für bedenklich halten.

Man hat uns nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Frau Haslinger, die mit der Unterschriftenliste reihum gegangen ist, hat uns groß angeschaut. Ob wir denn überhaupt keine Zeitungen läsen, nicht fernsähen, nicht Radio hörten. Bankräu-

ber, Lustmörder und Terroristen: In diesen chaotischen Zeiten könne man nie wissen.

Also werden wir die Gegensprechanlage bekommen, der Aufzug wird sicher noch öfter streiken, ich werde die fünf Stockwerke noch öfter zu Fuß gehn. Auf dem schwarzen Brett im Parterre hat es bis vor kurzem ein Plakat gegeben, aus dem hervorgegangen ist, dass eine gesunde Ehe die Keimzelle jeder Gesellschaft ist oder so ähnlich. Nur der Zettel, auf dem zu lesen steht, welche Telefonnummer man bei Leuchtgasgeruch sofort zu wählen hat, hängt nach wie vor. Und dabei ist der ganze Bezirk schon seit mehr als zwei Jahren auf Erdgas umgestellt, das ist bekanntlich nicht giftig.

Ich trete hinaus vors Haustor, es schneit noch immer. Die Krähen und Amseln haben Spuren im Schnee hinterlassen, auch dort, wo das Betreten des Rasens verboten ist: ein feines Netz. Die Bernhartstalgasse hinunter wird der Schnee immer schmutziger, zertreten von immer mehr Menschen, die zur Arbeit hasten, in der Gudrunstraße sind keine Vogelspuren mehr zu sehn. Die Luft ist eine graue, fast ungenießbare Suppe, die Gesichter derer, die an mir vorbeitreiben, wirken abgestumpft und verschlossen, in die Augen schaue ich ihnen lieber nicht.

An einer Fabrikmauer in der Nähe des Waldmüllerparks in großen roten Buchstaben die Parole PROLETARIER ALLER LÄNDER VEREINIGT, das EUCH ist nicht fertig geworden. Vielleicht liegt es einzig und allein an diesem fehlenden Wort, jedenfalls bleibt mir diese Parole eine Weile im Kopf. Ein Proletarier, habe ich einmal gelesen, ist ein Mensch, der seinen Leib und die darin wohnende Arbeitskraft für eine bestimmte, längerfristig fixierte Zeit zu vermieten gezwungen ist (oder so ungefähr). ICH bin kein Proletarier, denke ich, nein, ich nicht.

Bei der Eisenbahnbrücke kurz vor dem Gürtel ein total zerquetschtes Autowrack. Da ist kein Abstand mehr zwischen Vor-

der- und Rücksitzen, das Lenkrad ragt absurd aufgebogen durch den leeren Rahmen der Windschutzscheibe, die Type ist nicht mehr erkennbar. Rundherum hat sich eine Traube von Menschen angesammelt und gafft fasziniert. »Der muss mindestens hundert draufgehabt haben«, sagt einer, »ach was«, sagt ein anderer, »mindestens hundertfünfzig.«

Spengergasse 23/19: Zimmer und Küche, 35 m<sup>2</sup>, Wasser und Klo auf dem Gang. Trotz klappernder Fliesen bin ich unbemerkt an der Wohnung des Herrn Schikaneder vorbeigekommen, dem ich noch die Miete für den letzten Monat schulde. Ich durchquere die Küche, die ich nicht benutze und (da der Herd seit der Erdgasumstellung versiegelt ist) auch gar nicht benutzen kann. Hier ist es so finster, dass ich auch am Tag das Licht aufdrehe; eine Motte flattert aufgescheucht von der nackten Glühbirne, die aus dem Plafond hängt, und wird sich, denke ich, hoffentlich wieder beruhigen.

Im Zimmer ein Schreibtisch, ein Klavier, eine Couch. Risse im Plafond, ein Luster, der beim Vorbeifahren schwerer Autos zittert. Ich gehe zum Fenster und ziehe die Jalousie hoch: die alte Frau vis-à-vis. Ich suche nach Streichhölzern, werfe den Ölofen an.

Die Bude hier ist ganz gemütlich gewesen, solange Fritz darin gewohnt hat, doch das hat sich radikal geändert. Fritz hat einen Sinn fürs Exotische gehabt und das Zimmer mit allerlei fernöstlichem Kram dekoriert. Aber als er mir die Wohnung übergeben hat, war alles abgerissen und ausgeräumt. Auf dem Boden ist Schutt gelegen, sodass ich mir einen Besen habe ausborgen müssen, und die Wände waren übersät mit Löchern von Bilderhaken und Nägeln.

Ich habe meine Pressekritiken und Plakate zum Tapezieren verwendet, aber inzwischen geht es mir auf die Nerven, so völ-

lig von mir selbst umgeben zu sein, und ich nehme sie wieder ab. Sonst investiere ich hier keine Energie in wie immer geartete Häuslichkeit: Ich komme, um zu schreiben, und gehe, wenn ich geschrieben habe, sonst tue ich hier nichts. Auf dem Schreibtisch und auf den Sesseln türmen sich Zeitungen und Manuskripte, wenn sie zu Boden fallen, bleiben sie meistens liegen. Sonja hat ihre Ordnung, ich habe mein Chaos.

Ich setze mich an den Schreibtisch und trinke den ersten Schluck aus der Sliwowitzflasche. Ja, ich weiß, so früh am Morgen ist das schon gar nicht gesund, aber es wärmt Körper und Geist. Da sind die paar Zeilen an Sonja, da ist das Aerogramm an Fritz, da ist das Blatt in der Schreibmaschine. *Vielleicht wäre alles anders gekommen, wäre damals Schubert nicht wieder aufgetaucht usf.*

### 3

An der Uni war wieder jemand gestorben. Nur wenig bewegt hing die schwarze Fahne im Wind. Genau wie damals, am Tag seines letzten Besuchs hier. Da hatte gerade der Rektor ins Gras gebissen.

Eine gewisse Scheu hatte Paul bislang davon abgehalten, hierher zurückzukehren. Hatte ihn jemand hier treffen wollen, so hatte er immer einen anderen Treffpunkt vorgeschlagen. War er zufällig in die Gegend geraten, so hatte er stets einen Bogen um die Uni gemacht. Die Uni war ein Komplex, dem er lieber auswich.

Es kostete ihn auch jetzt Überwindung genug, nicht noch im letzten Moment auszukneifen. Auf der Rolltreppe, die zum Luegerring hochführt, überlegte er, ob er nicht lieber an der Uni vorbei in den Rathauspark sollte. Die Sonne schien, die Spring-

brunnen waren schon in Betrieb. Anscheinend wurde das heuer ein schöner Mai.

Dann aber musste er an Fiedler denken. Zahlen Sie halt Ihren Vorschuss beizeiten zurück ... Er schuldete noch die Miete für Fritzens Bude. Und außerdem war da die Drohung mit Wüstenrot.

Sicherlich war es verrückt, gerade an der Wiener Uni Inspirationen für einen Artikel über das Jahr 68 zu suchen. An der Wiener Uni, an der sich damals (abgesehen von der spektakulären Verunreinigung eines Hörsaals, die das Image der Wiener Studenten bis heute trübte: In die Hörsäle scheißen, gell ja, das könnt ihr ...) eigentlich kaum etwas abgespielt hatte. Aber Paul hatte das Achtundsechzigerjahr nun einmal in Wien erlebt und nirgendwo anders. Wenn Fiedler sich einbildete, dass ausgerechnet er diesen Artikel schreiben sollte, dann musste er das in Kauf nehmen.

Paul stieg die Rampe zum Hauptportal zum ersten Male seit Jahren wieder hinauf. *Was sich in Berlin getan hat, in Paris oder sonst wo*, schrieb er im Geist, *das haben die Wiener Studenten durchs Fenster betrachtet*. Er studierte die Spuren akademischen Selbstbewusstseins auf den Plakaten links und rechts vom Portal. *Sie haben Bewegungen mit- oder nachvollzogen, aber sie haben sich selber zu wenig bewegt*. Eine AKTION NEUE RECHTE forderte die unverzügliche Säuberung sämtlicher Institute von bolschewistischen Elementen. *Hier ist nichts geschehen, hier ist etwas passiert*. Der linken Verseuchung sei endlich durch eine gesunde, rechtsorientierte Politik zu begegnen. *Und passiert heißt bekanntlich vorbeigegangen*.

Paul beschloss, etwas in diesem Sinn an den Anfang seines Artikels zu stellen. Ein Motto von Robert Musil (oder war es Karl Kraus, der das gesagt hatte? Er war da nicht ganz sicher) machte sich immer gut. Und außerdem ließ sich davon eine ge-

wisse Berechtigung für den speziellen Aspekt ableiten, unter dem man das Thema von Wien aus anpacken konnte. War doch inzwischen auch anderswo eingetreten, was man hierzulande traditionsgemäß vorwegnahm, bevor man Zores bekam: die Resignation.

»Selbst in Berlin sind die APO-Genossen jetzt Kneipenbesitzer.«

Das hatte ihm unlängst einer jener Kollegen erzählt, die, in den frühen Sechzigerjahren mehr oder minder jung nach Berlin gegangen, weil man hierzulande noch keinen oder zu wenig Sinn für ihre Art von Avantgardismus gehabt hatte, nun allmählich zurückkamen, von Preisen oder der Ruhe im Lande gelockt. Und Cohn-Bendit hatte er in einer Fernsehsendung gesehen, als er den Großteil seiner Abende noch mit Silvi vor dem Bildschirm verbracht hatte. Der Kopf der Pariser Revolte hatte auch einen ganz schönen Bauch bekommen.

Paul war sich darüber im Klaren, dass er selbst ein ausgezeichneter Resignierer war. (Dass er sich diese Tatsache eingestand, war allerdings schon wieder ein Teil seiner Resignation.) Spätestens seit seiner Trennung von Silvi war Achselzucken die ihm naheliegendste Geste. Er musste sich manchmal wirklich zusammennehmen, dass er nicht unausgesetzt die Achseln zuckte.

Jetzt, als er sich die Slogans der an der Rampe aufgestellten Plakate notierte, kam er erneut in Versuchung. Er fühlte sich fast bestätigt: Das hatte ja kommen müssen ... Trotzdem war er erleichtert, als er auf einem Zettel, den ihm ein Mädchen im Jeansanzug hinhielt, nur die Reklame eines Jeansshops las. Ungewohnt ordentlich faltete er den Zettel zusammen und steckte ihn ein.

Das Kriegerdenkmal für die STUDENTISCHEN HELDEN der Jahre 14 bis 18 und 38 bis 45 war frisch geputzt. Die Juristenstiege hinunter lärmten ein paar Couleurstudenten. Paul stieg die Phi-

losophenstiege hinauf, und einen Augenblick lang hoben die wippenden Brüste zweier vermutlich erstsemestriger Mädchen, die ihm entgegenkamen, noch seine Stimmung. Doch dann erfüllte ihn dieses Flair einer derart selbstverständlichen Jugend erst recht mit Melancholie.

Er stand vor den Vorlesungsanschlängen neben dem Dekanat und kam sich vor wie beim Lesen der Speisekarte in einem Spezialitätenlokal. *Die ontologische Differenz als Erkenntnisproblem, Nietzsche und seine ewige Wiederkehr*. Das Angebot an kompliziert benannten Gerichten verwirrte ihn meistens. Und manchmal hatte er Lust, die Karte ganz einfach wegzulegen und den Kellner zu fragen, ob es hier nicht auch etwas Handfestes gab.

Studenten, die offenbar eilig zu ihren Kollegien mussten, rempelten ihn. Eine Zeitlang kämpfte er gegen die Strömung, dann gab er es auf. Da ihn ohnehin keine der für den heutigen Vormittag angekündigten Lehrveranstaltungen auch nur einigermaßen reizte, ließ er sich in den nächstbesten Hörsaal treiben. Es war der Hörsaal 41, den er von früher her kannte, hier hörte man Geschichte.

Die Vorlesung hatte bereits begonnen, Paul versuchte, möglichst unbemerkt zu bleiben, aber der Holzboden knarrte. Ein paar Studentinnen und Studenten drehten sich um, erschreckend glatte Gesichter. Die alten Holztäfelungen waren durch neue ersetzt, der modrige Geruch, den Paul noch immer in der Nase hatte, war einem eher sterilen gewichen, Professor Menrad, bei dem wahrscheinlich noch immer einige unabgeholte Zeugnisse auf den Namen Grünzweig lagen, war noch grauer geworden. Sein früher schon nicht besonders flüssiger Vortrag war fast völlig vertrocknet.

Es ging um die Französische Revolution und die Frage, ob sie von oben herab gekommen sei oder von unten herauf. Rousseau, sagte Menrad und nahm seine Brille ab, wodurch seine



Augen einen stumpfen Ausdruck bekamen, als seien sie nicht imstande, bis zur ersten Reihe zu sehn, Beaumarchais. Einer der Studenten, der einen blonden Vollbart über einem indischen Hemd trug, zeigte auf, als hätte er einen Einwand, aber dann stand sein Arm in der Luft, wie vergessen, und sank allmählich wieder herab. Die Empörung des Volkes, sagte Menrad, und setzte seine Brille wieder auf die Nase, um über seine Studenten hinweg auf einen offenbar weit entfernten Punkt zu blicken, venerische Krankheiten am Hofe Ludwigs XVI.

Paul ließ die Tür hinter sich zufallen, stand einen Augenblick unschlüssig und ging dann den Gang Richtung Universitätsbibliothek. Recherchieren, einige Zeitungen aus dem Jahr 68 durchblättern. Vor dem Eingang zum Katalograum standen zwei auffallend blasse junge Männer mit runden Nickelbrillen und Seehundfrisuren. Sie sahen einander so ähnlich, dass Paul vorerst glaubte, die Flugblätter, die sie ihm zusteckten, seien die gleichen.

Dass er sie nicht auf der Stelle studierte, hing mit dem Blick zusammen, der ihn in diesem Moment vom Eingang des Lesesaals traf. Ein Bick aus tiefen, etwas zu weit auseinanderstehenden Augen. Das Mädchen hatte brünette, seidige Haare, ein rundes Gesicht, und trug einen quergestreiften Pullover. Paul versuchte, sich zu erinnern, woher er sie kannte, doch es gelang ihm nicht.

Es würde, sagte der Bibliothekar, bis zum Nachmittag dauern, bis die Zeitungen kämen. Also entschloss sich Paul, in die Mensa zu gehen. Er stieg die Wendeltreppe zum Hinterausgang der alten Uni hinunter, überquerte die Straße, legte, da es zu tröpfeln begann, die hundert Meter zum neuen Gebäude im Laufschrift zurück. Als er dort ankam, war er ziemlich außer Atem.

Eine beachtliche Schlange von Hungrigen stand vor dem Paternoster. Paul erinnerte sich eines alten Tricks und lief ein

Stockwerk hinauf. Als er dort zustieg, waren drei Burschen in der Kabine und das Mädchen im Ringelpullover. Ihre Augen fesselten ihn bis zum siebenten Stock.

In der Mensa hatte sich auch so manches verändert. Es gab neue Tische, und ihre Anordnung erinnerte nicht mehr so schlimm wie früher an die in einem Heim. Dort, wo vor Jahren das Professorenzimmer gewesen war, gab es jetzt ein durch allerlei Blattpflanzen vom übrigen Raum abgeteiltes Espresso. Paul drängte sich an einen Fensterplatz, legte seine Kappe auf den Tisch, holte sich ein Glas Bier und ein russisches Ei.

Als er das russische Ei gegessen hatte, kam Schestak herein.

Paul wollte schon Leo (den Vornamen Schestaks) rufen, doch irgendetwas am Aussehen seines alten Kollegen machte ihn stutzig.

Endlich begriff er: Schestaks ehemals bis an die Schultern reichende Locken waren gefallen. Und der schlottrige Schnürlsamtanzug, den er stets getragen hatte, war mit einem dezenten Freizeitanzug aus blassbraunem Leinen vertauscht.

Paul machte den Mund wieder zu, aber Schestak hatte ihn schon erblickt. Er kam mit zum Händeschütteln gestrecktem Arm auf ihn zu und einem Lächeln, das eine gute Minute nicht aus seinem Gesicht wich.

»Ja ist das die Möglichkeit«, sagte er, »dass man dich wieder einmal hier sieht? Bist du vernünftig geworden und machst dein Studium fertig?«

»Nein«, sagte Paul, und Schestaks Formulierung befremdete ihn ebenso sehr wie sein verändertes Aussehen. Er sitze ganz einfach so da und trinke sein Bier. (Jetzt endlich schaltete Schestak sein Lächeln ab.) »Aber du«, fragte Paul, »was machst du denn noch hier?«

»Tja, weißt du«, erwiderte Schestak, »das hier ist jetzt mein Arbeitsplatz.«